

Hingabe an die göttliche Vorsehung - ein Wagnis?

Dr. phil. Martha von Jesensky (2018)

Es gibt in der Geschichte der Heiligen viele, die ihren Besitz den Armen verschenkt haben. Bei Philosophen kommt das seltener vor. Einer von ihnen ist der bedeutende Sprachphilosoph Ludwig Wittgenstein (1889-1951), Sohn eines Wiener Industriellen. Allerdings verschenkte er sein Geld nicht an die Armen, sondern seinen Geschwistern, die ohnehin schon vermögend waren.

Nach der Schulzeit besucht er die Technische Hochschule in Berlin, um Ingenieurwissenschaften zu studieren. Bei dieser Gelegenheit erwacht sein Interesse an der Mathematik. Er geht nach *Cambridge*, um bei bekannten Philosophen Bernhard Russel zu studieren, mit dem ihn in den folgenden Jahren eine Freundschaft verbindet. Russel äussert sich so über Wittgenstein: „Ihn (Wittgenstein) kennenzulernen war eines der erregendsten geistigen Erlebnisse meines Lebens...er ist das vollendete Beispiel eines Genies.“

Doch Wittgenstein hält es nicht lange an der Universität. Das letzte Jahr vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs verbringt er auf einem einsamen Bauernhof in Norwegen. Im Jahre 1914 meldet er sich, obwohl krank und vom Dienst suspendiert, als Freiwilliger zur österreichisch-ungarischen Armee, nimmt als Offizier an Kämpfen teil und gerät in italienische Kriegsgefangenschaft. Während dieser Zeit vollendet er sein bedeutendes Werk, „*Tractatus logico-philosophicus*“. Von ihm stammt der berühmte Satz: „**Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen**“.

Nach Kriegsende gerät Wittgenstein in eine innere Krise. So schreibt er im November 1919 an einen Freund (Engelmann): „Wir gehen nicht auf der direkten Strasse zum Ziel...Dagegen gehen wir auf allen möglichen Seitenwegen und solange wir auf einem solchen vorwärtskommen, geht es uns leidlich. Wenn aber ein solcher Weg aufhört, so stehen wir da und werden uns nun erst bewusst, dass wir ja nicht dort sind, wo wir hingehören.“

Im Jahre 1920 wird er sich seines Problems bewusst. An gleichen Freund schreibt er:

„Mir ist es in der letzten Zeit sehr elend gegangen und auch jetzt fürchte ich noch, es möchte mich eines Tages der Teufel holen. Das ist kein Spass! Natürlich durch meine eigene Niedrigkeit und Gemeinheit. Ich habe fortwährend daran gedacht, mir das Leben zu nehmen und auch jetzt spukt dieser Gedanke noch in mir herum. Ich bin ganz und gar gesunken...denn seine eigene Vernichtung kann man gar nicht wollen und jeder, der sich einmal den Vorgang beim Selbstmord vorgestellt hat, weiss, dass Selbstmord immer eine

Überrumpelung seiner selbst ist... **Alles läuft natürlich darauf hinaus, dass ich keinen Glauben habe!**" (Vgl. Wucherl / Hübner, 2006, S. 87)

Auf einem Umweg findet dann Wittgenstein doch zum Glauben. In der Mathematik gibt es verschiedene Querverbindungen, die zur Lösung eines Problems führen, die **sogenannten Algorithmen**. Hinter diesen Querverbindungen steckt nach dem bekannten zeitgenössischen Forscher und Mathematiker Cédric VILLANI (2013) eine verborgene, „**präexistenzielle Harmonie**“, auf die schon der grosse Naturwissenschaftler und gläubiger Christ, Isaac NEWTON (17 Jhd.) hingewiesen hat. Aber auch im Prolog des Evangeliums nach Johannes (1,1-18) lesen wir von dieser Harmonie, die ich als **Liebe** verstehe:

„Im Anfang war das Wort, / und das Wort war bei Gott...Und das Wort ist Fleisch geworden / und hat unter uns gewohnt, / und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, / die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, / voll Gnade und Wahrheit.“

Nun die Frage: Gibt es eine Analogie zwischen den Algorithmen und göttlichen Fügungen? Ich möchte es bejahen. Denn Wittgenstein stösst eines Tages in einer Dorfbuchhandlung auf ein Buch von TOLSTOJ (1828-1910) über die Evangelien, das ihn erschüttert. In einem Brief äussert er sich darüber: „Gestern (am 1. September 1914) fing ich an zu den Evangelien zu lesen...Dieses Buch hat mich seinerzeit geradezu am Leben erhalten.“

Wittgenstein war offensichtlich vom Ringen des immer wieder fallenden Sünders Tolstoj beeindruckt. Dieses Ringen steht symbolisch für die Gegensätzlichkeit zwischen menschlichen, beziehungsweise sündhaften Sein und dem Vollkommenen, in Christus umgestalteten Leben –, dem christlichen Ideal. Dieser Umstand impliziert für Tolstoj, wie für Wittgenstein, zugleich den Ruf zur persönlichen Umkehr.

Von nun an beschliesst Wittgenstein ein einfaches Leben zu führen - in Hingabe an Gottes Vorsehung. Er wird Dorfschullehrer in Niederösterreich. Scheu und zurückgezogen, schäbig gekleidet, sucht er sich die einfachste Umgebung zum Wohnen aus; ein winziges, gekalktes Zimmer, das wie eine Mönchzelle aussieht oder eine kleine Kammer in irgendeinem Haus; einmal schlief er für eine Zeit in der Schulküche, dann wieder in einem leeren Waschraum eines Dorfbewohners. Zu dieser Zeit **reift in ihm eine Erkenntnis, die zur Gotteserfahrung wird. Ihr Kern ist Sinnfindung, das „Nebenprodukt“, Glückserlebnis**. Wortgewaltig bekennt er:

„An einen Gott zu glauben heisst, die Frage nach dem Sinn des Lebens zu verstehen. An einen Gott zu glauben heisst zu sehen, dass es mit den

Tatsachen der Welt noch nicht abgetan ist. An Gott zu glauben heisst sehen, dass das Leben einen Sinn hat.“ (Vgl. K. Wuchteln / A. Hübner, 2006)

Und um glücklich zu leben, heisst es für Wittgenstein, nach Einfachheit zu streben - wobei es nicht um eine blossere Vereinfachung bzw. Verharmlosung der Dinge geht, um vorschnell „von unten her“ den Zustand eines glücklichen *Kind-seins* zu erreichen (indem wir unsere Probleme verklären) -, sondern wie Professor *Manfred Schneider* in einem anderem Zusammenhang sagt, „**Wir müssen wieder lernen, die Wirklichkeit intelligent nach ihrer Bedeutung für unsere Erfahrung und Einsicht zu unterscheiden.**“ (Vgl. Neue Züricher Zeitung, 30. 12. 2017)

Der theologische Schriftsteller, Jean-Pierre de Caussade, der im 17. Jahrhundert wirkte, sieht in dieser Gabe gleichsam einen „Abglanz des göttlichen Erkennens“ - die *W e i s h e i t*, wie es im Psalm (110,10) steht: „Wer die Weisheit übt, gewinnt heilsame Einsicht“. (*Intellectus bonus omnibus facientibus eum*)

Zu einer solcher heilsamen Einsicht gehört unter anderem, sich zum **Priesterstand** berufen zu fühlen. **Heute ein Wagnis?**

Die Würde des Priesters.

Im Zusammenhang mit meiner Forschungsarbeit, werde ich immer wieder gefragt: Wie kann ich angesichts der zahlreichen Skandale in der katholischen Kirche, von der Schönheit ihrer Lehre (Dogmen) reden?

Ich gestehe: Es gibt ein „kollektives Unwohlsein“ gegenüber dem Katholizismus – dieses beruht aber auf ein Missverständnis. Viele Kritiker fokussieren ihre Aufmerksamkeit auf die fehlbaren Priester und meinen, das hat mit der Lehre der Kirche zu tun. Etwa beim Thema Zölibat.

Die Handlung fehlbarer Priester, die zum Beispiel Kinder und Jugendliche missbrauchen, ist eindeutig verwerflich. Die Vertreter der Kirche gehen heute streng gegen sie vor. Die **betroffenen Priester repräsentieren aber nicht die Lehre**, die, wenn man sie versucht von *innen her* zu verstehen, nichts anders kann - so sehe ich -, als sie zu lieben. Auch das Zölibat. Weil man sich dann mit ungeteilter Hingabe dem Auftrag Gottes widmen kann. (Ein Hinweis: Kürzlich sagte ein Sexualforscher in einem Interview, um gesund zu leben, braucht es keinen Sex - vielmehr Anerkennung und Geborgenheit.) Die Biografie vieler Heiligen zeigt aber, dass dies nicht immer auf Anhieb gelingt. Doch die Gnade, um die sie gebetet haben, kam ihnen zu Hilfe.

Unterschiedliche Wahrnehmung beim Wort Gottes.

Wenn jemand spricht oder handelt als Beauftragter in Vollmacht eines anderen, so identifiziert er sich mit der Sache oder Person, die er vertritt. Wenn ich aber zum Beispiel „*Sein oder Nichtsein*“ sage, dann zitiere ich Shakespeare -, während der Schauspieler auf der Bühne, der die gleichen Worte spricht, identifiziert sich mit „Hamlet“, den er darstellt.

Ähnlich ist es in einem religionshistorischen Seminar, wenn Studenten die Worte Christi aus dem Matthäus-Evangelium „*Das ist mein Leib*“ als (nur) einen Text zitieren oder wenn sie im Kreis gläubiger Christen die gleiche Stelle aus der Bibel vorlesen. Und es ist wiederum etwas anderes, wenn der gleiche Text innerhalb eines liturgischen Wortgottesdienstes von einem Lektor verkündet wird. Auf diese Weise wird die existenzielle Nähe zu dem **Ur-eigentlichen-Sprecher**, nämlich zu Christus, unterschiedlich wahrgenommen. (Piper)

Wenn jedoch ein Priester, der das Geheimnis der Eucharistie (Danksagung) ebendieselben Worte „***Das ist mein Leib***“ im Kanon der Messe ausspricht, so spricht und handelt er im exakten Sinn der Person Christi - und damit geschieht **etwas qualitativ völlig Neues**, das mit der Kategorie des „Zitierens“ nicht mehr zu fassen ist. Denn diese Handlung liegt nicht nur jenseits des Psychologischen, sondern auch jenseits empirischer Erfahrbarkeit überhaupt -, also im Glaubensbereich. Hier wird nämlich gesprochen und gehandelt auf **Grund einer realen Identifizierung**.

Josef PIPER: (1970): „Es ist ja nicht der Priester, der denkend und fühlend sich in die Rolle Christi versetzt, die diese Identität zustande bringt, sondern Christus selbst“. (Vgl. *Praesens adest...in ministri persona*. Konstitution über Liturgie, 7)

Thomas von AQUIN (13 Jhd.) hat diesen Vorgang mit knappen Worten beschrieben: „Die dem Priester in der Ordination übertragene Vollmacht bestehe darin, dass er das Altarssakrament *in persona Christi* zu vollziehen vermöge.“

Kardinal Hans Urs von Balthasar weist aber im „DOMINUS JESUS“ (2000) ausdrücklich darauf hin, dass wie jedes einzelne Leben, auch dasjenige des Priesters, voll von Schatten, „Zaudern, Entmutigung, Ringen, Ängste, Stolpern, Horchen, Bereuen, absichtliches Überhören, ein trotziges Zur-Seite-Gehen, Sich-nieder-Legen, Den-Toten-Spielen“ und dgl. erfüllt ist.

Nichtsdestotrotz spricht Papst Paul VI. die hoffnungsvollen Worte: „Die Kirche ist deshalb **h e i l i g**, auch wenn sich in ihrer Mitte Sünder befinden, weil sie selbst kein anderes Leben besitzt, als das der Gnade“.

Nun, nicht allen Menschen ist bewusst, dass sie sich, wie die Kongregation für die Glaubenslehre es lehrt, „*zum himmlischen Jerusalem*“ (Von Balthasar) bewegen. Mit Papst Benedikt XVI. muss man aber bekennen, dass Jesus Christus „für das Menschengeschlecht und seine Geschichte eine herausragende und einmalige, nur ihm eigene...universale und absolute

Bedeutung hat. JESUS ist nämlich das Wort Gottes, das für das Heil aller Mensch geworden ist“. (Vgl. „DOMINUS JESUS“, S. 26)

Schlussbemerkung

Vor einiger Zeit bat ich einen Priester während eines Spazierganges, mir seine Hände zu zeigen. Er hat sich gewundert, dann streckte er seine Hände aus und zeigte sie mir. Ich fragte ihn: „Wissen Sie was Ihre Hände (fast) täglich berühren, wenn Sie das heilige Messopfer feiern? Sie müssten doch glücklich sein, um so einem erhabenen Herrn zu dienen“. Er nickte. Dann erinnerte ich ihn an Matthäus 5,18-19:

„Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen, bevor nicht alles geschehen ist. Wer auch nur eines von den kleinsten Geboten aufhebt und die Menschen entsprechend lehrt, der wird im Himmelreich der Kleinste sein. Wer aber sie hält und halten lehrt, der wird gross sein im Himmelreich“.